

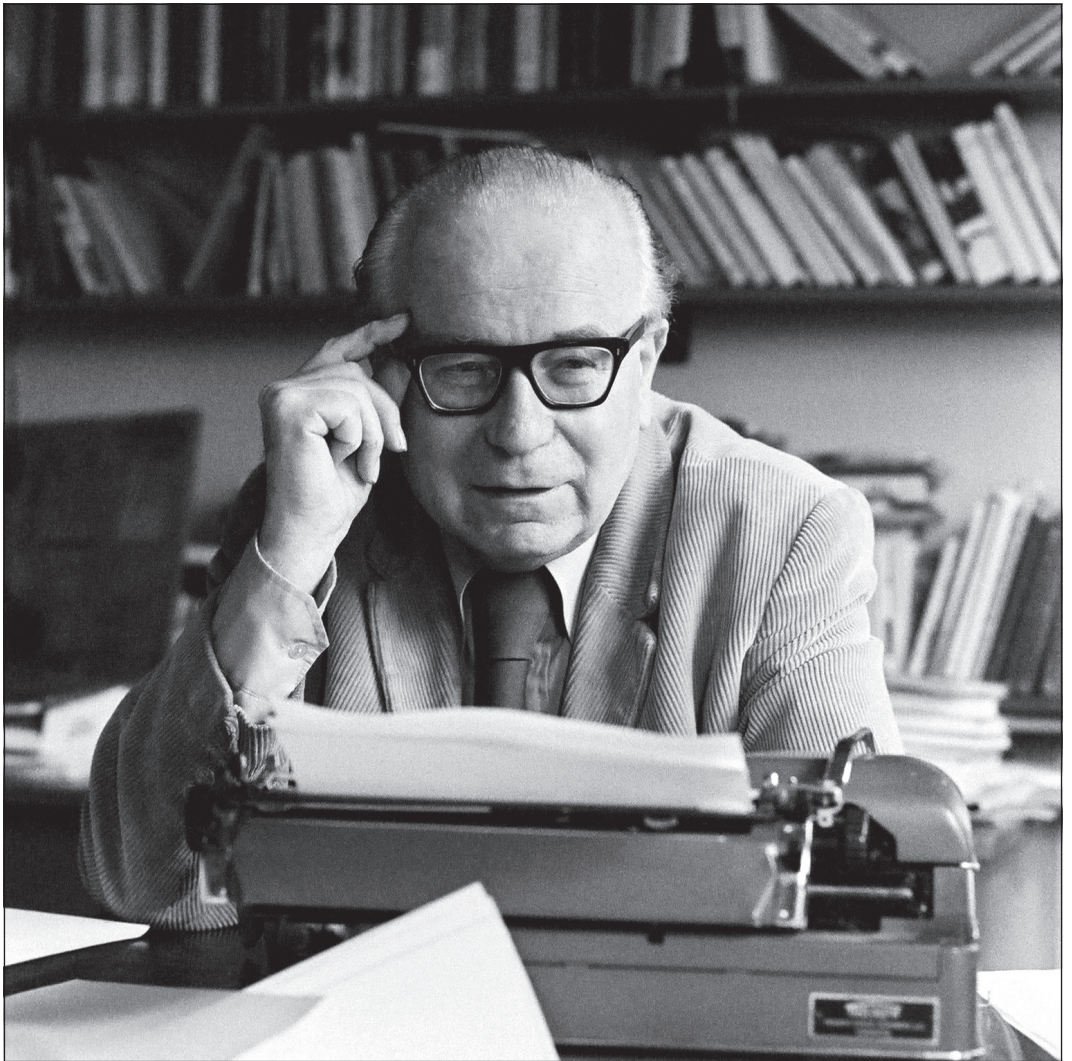
TEXT+KRITIK

Zeitschrift für Literatur · Begründet von Heinz Ludwig Arnold · XII/14

34

Wolfgang Koeppen

Zweite Auflage: Neufassung



TEXT+KRITIK

Zeitschrift für Literatur

Begründet von Heinz Ludwig Arnold

Redaktion:

Steffen Martus, Axel Ruckaberle, Michael Scheffel,
Claudia Stockinger und Michael Töteberg

Leitung der Redaktion: Hermann Korte

Tuckermannweg 10, 37085 Göttingen,

Telefon: (0551) 5 61 53, Telefax: (0551) 5 71 96

ISSN 0040-5329

ISBN 978-3-86916-378-9

E-ISBN 978-3-86916-379-6

Umschlaggestaltung: Thomas Scheer

Umschlagabbildung: Isolde Ohlbaum

TEXT+KRITIK erscheint mit vier Nummern im Jahr. Die Hefte können einzeln, im vergünstigten Jahresabonnement für € 56,- oder im UN!-ABO für € 39,- durch jede Buchhandlung oder über den Verlag bezogen werden. Die Kündigung des Abonnements ist bis zum Oktober eines jeden Jahres für den folgenden Jahrgang möglich. Zusätzlich erhalten Abonnenten den jährlich erscheinenden Sonderband und Neufassungen zum ermäßigten Preis mit Rückgaberecht.

Preis für diesen Band € 24,-

Preis für dieses E-Book € 23,99

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG, München 2014
Levelingstraße 6a, 81673 München
www.etk-muenchen.de

Satz: Claudia Wild, Konstanz

Druck und Buchbinder: Beltz Bad Langensalza, Neustädter Straße 1–4,
99947 Bad Langensalza

TEXT+KRITIK

Heft 34

WOLFGANG KOEPPEN

Zweite Auflage: Neufassung

Dezember 2014

Gastherausgeber: Eckhard Schumacher und Katharina Krüger

INHALT

Judith Schalansky

Der Sohn des Luftschiffers 3

Wolfgang Koeppen

Brief an Hans Magnus Enzensberger vom 23.11.1965 14

Katharina Krüger

»welch ein Brief, welch ein Dokument, welch ein Schreiber«.
Wolfgang Koeppens Briefe 16

Walter Erhart

Der ungeschriebene Roman. Ein erster und ein zweiter Blick
in Wolfgang Koeppens Nachlass 24

Jörg Schuster

Vom Magischen Realismus der 1930er Jahre zur Nachkriegsmoderne.
Zur Kontinuität experimentell-intermedialer Verfahren bei
Wolfgang Koeppen 34

Jürgen Klein

Moderne und Intertextualität: Wolfgang Koeppens
»Tauben im Gras« 44

Elisabetta Mengaldo

Nutzlose, obsolet gewordene Dinge
in Wolfgang Koeppens »Jugend« 52

Eckhard Schumacher

»... vielleicht sah ich es etwas anders als andere«.
Wolfgang Koeppens Venedig 61

Hans-Ulrich Treichel

Koeppen und die Dekadenz. Zur DDR-Rezeption
von Wolfgang Koeppens »Der Tod in Rom« 70

Christian Winter

Der Lautsprecher als Fürsprecher. Marcel Reich-Ranickis Einsätze
für Wolfgang Koeppen 81

Raimund Fellingner

»Komm' bei mir vorbei«. Wolfgang Koeppen und
der Suhrkamp Verlag 89

Philip Koch

Auswahlbibliografie 96

Chronik 105

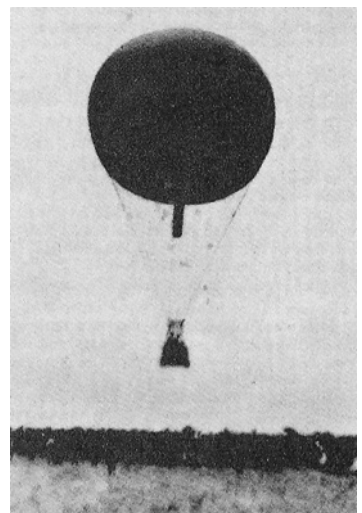
Notizen 110

Judith Schalansky

Der Sohn des Luftschiffers

Aus Neugier fahre ich in die Stadt, in der ich geboren bin. Nichts gibt es dort zu erledigen, nur ein Gefühl zu überprüfen. Aus dem Lautsprecher knattert der Willkommensgruß. Die Sonne blendet. Der Bahnsteig ist verlassen, der Vorplatz leer. Die Stadt schläft. Ich steige auf den Wall und sehe hinter dem Stadtgraben das kleine gelbe Haus, in dem Wolfgang vor hundert Jahren geboren wurde. Er ist das vaterlose Kind von Marie, einem Fräulein, das tagsüber die Wäsche anderer Leute stopft und abends ihrem Sohn vorliest, die Märchen der Grimms, die Abenteuer Sindbads. Ich komme zum Markt, auf dem sich die Bürgerhäuser mit gotischen Giebeln von ihrer besten Seite zeigen. Hier steht Marie an einem schneelosen Februartag neunzehnhundertneun mit ihrem unehelichen Kind, Wolfgang, auf dem Arm. Sie warten. Kurz nach zwölf steigt endlich der große dunkle Ballon hinter den Kesseln der Gasanstalt auf, verfehlt knapp die nackten Äste des Kirchgartens, gleitet über die Telefondrähte und umschifft lautlos den breiten Turm der Marienkirche. Er schwebt über den Markt, über die Köpfe der Kleinstädter, über Marie und Wolfgang hinweg, für die er bald als dunkler Punkt in der Ferne verschwindet.

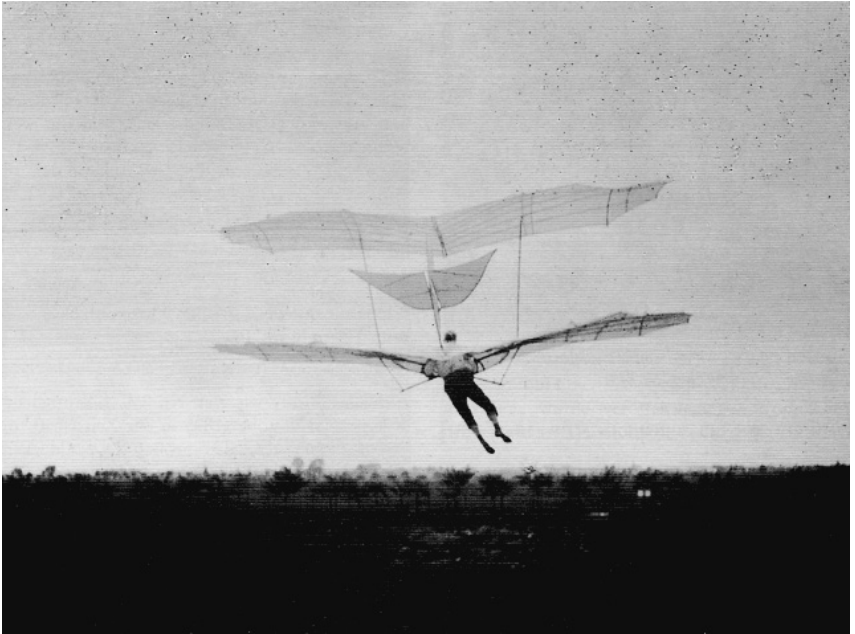
Es ist der *Pommern* auf einer Freifahrt. Ein Hanfnetz hält die unruhige Kugel mit feinen Maschen im Zaum. An den Seilen flattert der spitze Wim-



pel des Vereins für Luftschiffahrt, hellblau mit einem breiten weißen Querstreifen. Am Korb aus spanischem Rohr hängen zwei Anker – einer fürs Land und einer fürs Meer –, ein Schlepptau, eine Flüstertüte und zwanzig Säcke mit gesiebttem Sand. An Bord sind fünf Luftschiffer, darunter der Ballonführer, ein Oberleutnant aus Berlin, und sein Aspirant, ein stadtbekannter Arzt, Privatdozent, Tennisplatzhirsch, Wolfgang's Vater. Ein Hobbyballonfahrer, ein Mann, der sich treiben lässt, wohin der Wind ihn trägt. Er hat den frühkindlichen Tränenkanal erforscht und lehrt an der medizinischen Fakultät der Greifswalder Universität. Im Luftballon schwebt er nach Südwesten, über die Bahnhofstraße hinweg, über das kleine Haus, in dem Marie mit Wolfgang lebt, und die Wohnung im ehemaligen Landratsamt, die er mitsamt Kutsche gemietet hat; viel zu groß für einen Junggesellen und viel zu teuer für einen Augenarzt. Hinter der Fleischervorstadt, dem Armenviertel, tauchen sie über rostige Güterwaggons in die tiefhängenden Wolken, mit dem Gefühl, stehenzubleiben, während die Erde unter ihnen versinkt. Der Doktor schaut auf sein Taschenbarometer, sieht, wie sich der dünne Zeiger flackernd zur Seite dreht. Sie steigen immer weiter, bis der pralle Ballon sein Gleichgewicht findet, fünfhundertsechzig Meter über der Erde, im stummen Wolkenmeer. Alle schweigen und sind allein mit ihren Gedanken und Plänen. Ihr Ballon kennt kein Ziel. Den Kurs gibt der Wind vor. Unmöglich, in den Wolken die Fahrtrichtung zu bestimmen. Der Doktor glaubt, ein Rauschen und Möwenschreie zu hören. Vielleicht sind sie schon aufs Meer getrieben. Der Oberleutnant zieht die schwarz-weiße Leine des Ventils, bis zwischen den Wolkenbildern unter ihren Füßen die Erde als blasse Geografie dunstig hervorschimmert. Mit ausgestrecktem Finger fährt der Doktor unruhig über die Karte bis hoch zur Küstenlinie und schaut durch Wolkenlöcher zum dunklen Grund. Das Meer ist nicht zu sehen, aber Möwen umkreisen mit schwarz geränderten Flügeln den Korb. Die roten Füße sind gebogen wie der leuchtende Schnabel, den sie immer wieder aufreißen, um im Takt des Flügelschlags ihr helles Krächzen auszustoßen.

Diesen Flügelschlag versuchen die Flieger nachzumachen und lesen die Vogelflug-Schriften des Storchennachahmers. Mit schwarzen Strümpfen hängt er sich in Drachenflügelapparaturen, springt von seinem aufgeschütteten Berg, winkelt die Beine wie Kinder beim Schwungholen auf der Schaukel, übt das Gleiten und segelt ein paar hundert Meter weit. Eines Tages erfasst ihn ein Aufwind, und er stürzt ab. Ein gebrochenes Rückgrat in den Rhinower Bergen.

Schwerer oder leichter als Luft? Über den richtigen Himmelsweg streiten sich die Geister der Luftfahrt und sitzen bei Vereinessitzungen an getrennten Tischen. Die Luftschiffer murren, und die Flieger applaudieren, als der neue Weltrekord für Dauerflug verlesen, der Sieger des Michelinpreises bekannt gegeben wird: In den letzten Stunden des Jahres neunzehnhundert-



acht, in der mond hellen Silvesternacht, schafft der Amerikaner mit dreißig Pferdestärken hundertdreißig Kilometer in zwei Stunden und zwanzig Minuten.

Ballons halten sich länger in der Luft. Der *Pommern* ist schon seit vier Stunden unterwegs, und die Sandsäcke reichen bis zum Einbruch der Dunkelheit. Was soll das Lenken, was nützt ein Ziel? Hauptsache, man ist in der Luft, nutzt die Strömungen des Windes und kommt den Baumkronen nicht so nah, denkt der Doktor. Noch immer weiß er nicht, wo er ist. Er vergleicht die zerstreuten Häuser mit den Vierecken auf der Karte, hält Ausschau nach einem Bahndamm, blättert in den Karten und horcht in das stumme Panorama. Aber da ist kein Laut und kein Zeichen. Kein Hochofen, kein Leuchtturm, kein Eisenbahnam verrät ihre Position. Nur glattes Land, ein paar Waldungen und Felder wie überall. Man müsste die Ortsnamen für den Luftverkehr auf die Kirchendächer schreiben, ein paar Meter hohe Buchstaben mit selbstleuchtender Farbe nach Norden ausrichten, dazu einen Strich für eine nahe Grenze, eine Welle für die nahe See. Und schon wäre die stille Landschaft eine perfekte Karte.

Wieder bedient der Ballonführer das Ventil. Gas strömt in die Wolken. Der Ballon gehorcht, und der Korb sinkt schnell, sodass die Trommelfelle spannen und die Luftschiffer kräftig schlucken. Aus Punkten werden Menschen, die mit rudern den Armen über einen kargen Acker laufen. Ein Hund

verfolgt das Schleppseil, das eine schnurgerade Linie zieht. Der Doktor beugt sich mit der Flüstertüte über die geflochtene Reling:

Hallo! Hier Luftballon! – Wie heißt der Ort?

Eine Frau reißt den Mund auf, sagt aber nichts. Die Kinder machen Hoh und Hah, und die Bauern rufen: Kiek Luftballon! Kommt eins runter! Zeppelin!

Jeder kennt den weißbärtigen Grafen mit der vorgeschobenen Schirmmütze und seine fliegende Zigarre, den riesigen Torpedo vom Bodensee, die Bilder vom ausgebrannten Aluminiumgerippe in den Apfelbäumen bei Echterdingen, das glücklichste aller Luftschiffahrtsunglücke. Sie haben alle gespendet, sechs Millionen Goldmark für Deutschlands Vorsprung in der Luft, und sammeln die Ansichten mit dem Luftkreuzer auf Paradefahrt vor den Sehenswürdigkeiten des Reiches: über dem Straßburger Münster, dem Kölner Dom, dem Brandenburger Tor und dem Völkerschlachtdenkmal hinter Baugerüsten.

Auf den Postkarten sind die Schnurrbärte vereint, der Kaiser und der Graf, Poseidon und Dädalus, mit ihren neuesten Schiffen über und unter geschwungenen Spruchbändern, die eine Zukunft auf dem Wasser und einen Platz an der Sonne, das Erbe der alten Hanse versprechen, dort, wo Matrosen in tropenweißen Anzügen mit Panamahüten und braunen Schönheiten im Arm für die Heimataugen posieren: Unsere Marine in der Ferne, Grüße aus den Kolonien, aus Deutsch-Samoa und dem Kaiser-Wilhelm-Land.

Die starren Schiffe treiben in der Luft wie auf einem Meer. Endlich kauft auch die Marine ein Himmelschiff, um die britische Flotte, seit Nelson die größte Seemacht der Welt, in der Luft zu überholen. Das neueste und größte Luftschiff des Grafen hat einen hundertachtundfünfzig Meter langen Rumpf, schlank wie ein Bleistift, mit zierlichen Luftschrauben und steuernden Fächern. Am dreieckigen Kiel hängen zwei offene Gondeln, nicht größer als die Barkasse der kaiserlichen Yacht.

Die Matrosen, die sich über die Reling lehnen, haben die Prüfung bestanden; Augen und Ohren sind gut, das Herz und die Nerven stark. Sie haben ein Gefühl für die Luft und keine Heirat im Sinn. Sie tragen die gleiche Jacke wie ihre Seekameraden, die gleichen Streifen am Exerzierkragen. Nur am Arm prangt die goldene Keule im Oval. Die Bodenmannschaft schiebt die Boote in die Luft, hält die weit gespreizten Seile, bis sich der schwerfällige Körper über ihre Köpfe erhebt, die *LI*, das erste Marineluftschiff. Es ist ein sonniger Dienstag, der neunte September neunzehnhundertdreizehn, als es Kurs auf die offene Nordsee nimmt, um beim Herbstmanöver den gespielten Feind zu entdecken. Mit verteilten Rollen proben sie den Krieg, stellen vergangene Schlachten nach und üben zukünftige ein. Der längliche Rumpf schwebt über das weite Meer. Sein schwerer Schatten begleitet ihn wie ein riesiger Wal unter der gekräuselten See. Dreizehn Meilen vor Helgo-



land geraten sie in ein Gewitter. Regenmassen rinnen vom Kiel. Starke Abwinde werfen das Schiff hin und her, eine heftige Bö drückt es in das schäumende Meer, wo es mit einem lauten Reißen in zwei Teile zerbricht. Das Heck sinkt schneller. Der Bug ragt erst hundert Meter in den Himmel, bis auch er in der kalten See untergeht. Vierzehn Besatzungsmitglieder ertrinken, sechs werden von einem Fischkutter gerettet. Es ist der erste Absturz eines Zeppelins, der Menschenleben kostet.

Ein Jahr davor stürzt auch der Doktor ab, bei einer Nachtzielfahrt des Berliner Vereins. Man findet ihn im Korb zusammengesunken in der Nähe von Rostock. Eine Notlandung, weil er fürchtete, aufs offene Meer zu treiben. Er überlebt schwer verletzt. Es steht in der Zeitung, Marie gibt die Meldung ihrem Sohn, Jahre später, zusammen mit anderen Ausschnitten. Die Zeitungsschnipsel verkünden den Gewinner eines Schlittschuhrennens auf dem zugefrorenen Bodden, die Sprechzeiten der Praxis, den Umzug des Privatdozenten nach Berlin und ein Schreiben vom Gericht, die gelegnete Vaterschaft.

Wolfgang verachtet die Luftschifferei des Vaters, verleugnet den Vater, sagt: Ich habe keinen Vater.

Er geht nicht zur Schule, sondern liegt mit dem Atlas im Bett und betrachtet die bunte Geografie, die ausgeworfenen Netze der Projektionen, die scheinbare Bewegung der Sonne und Sterne. Seine Hand streichelt den italienischen Stiefel und die Küsten Samoas, und sein Finger folgt den Passatwinden und den Meeresströmungen durch das schwarze, das rote, das gelbe

Meer. Er sieht sich auf Masten klettern, bunte Flaggen setzen, sich den Schweiß mit dem Handrücken abwischen, Zigaretten mit tiefen Zügen rauchen und nach fernen Landzungen Ausschau halten. Er ruft: Sesam, öffne dich!, wünscht sich schlaue Tiere zum Freund und träumt von einem Schiffbruch auf offener See.

Beim Fotografen spielt er grinsend den Ehemann, den linken Daumen in der Hosentasche, steht er links, nimmt Marie in den Arm. Er blickt direkt in den Apparat, das Kinderhemd ist zu klein, die Ärmel sind zu kurz.

Die Kieler Bluse strafft über dem anschwellenden Brustkorb, und die Rippen stemmen sich gegen die dünnen Streifen, als er tief Luft holt und sich vor dem Rektor aufbaut. Er kündigt die Schule, die Kindheit. Es lohnt nicht, einen neuen Bleyle zu kaufen, den es im Schuhhagen von der Stange gibt. Er verabschiedet die Mutter, das gefallene Mädchen, verlässt die verhasste Geburtsstadt und folgt den gefallenen Jungen auf See. Er heuert an,



fährt als Kochjunge auf einem Frachtdampfer im Baltischen Meer, wohnt ein paar Wochen auf schwankendem Boden.

Einen Schiffbruch erleidet er nicht. Die See ist ruhig und schwer. Er wäscht das Geschirr, er macht die Betten, fegt die Kajüten und kocht für achtzehn Mann. Widerwillig tötet er die Fische, die er braten soll. Dazu serviert er Pellkartoffeln. Die Besatzung ist beleidigt. Mit Gejohle werfen die Matrosen ihm die ungeschälten Kartoffeln in die Kombüse. In ihren Monteursoveralls ähneln sie den Männern, die beim Zirkus das Zelt aufbauen. Sie setzen keine Segel, sondern drehen die Winde, laden Papierholz und holen in den hellen Mittsommernächten den geschmuggelten Schnaps aus den Verstecken. Auf der Reede von Haukipudas hocken die Seemänner mit aufgeknöpften Hemden und kraulen mit schiffstauigen Händen ihre Andenken von Übersee, grün gestrichelte Frauenkörper unter einem dichten Fell von gekräuseltem Haar. Nachts kann er nicht schlafen, liegt wach in seiner Kammer neben der stampfenden Maschine. Abenteuer erlebt er keine. Bevor das Schiff nach Indien ablegt, geht er von Bord und denkt: Ich habe keine Heimat.

Wolfgang ändert seinen Namen, heißt nicht mehr Köppen, sondern Koeppen, lässt den Umlaut in der Geburtsstadt und zieht mit einem Buchstaben mehr nach Berlin. Sein neues Deck ist die Terrasse des Romanischen Cafés. Unter seinem Segel beobachtet er die Stadt. Sein Geld verdient er als Glühlampentester, in einem dunklen Saal beaufsichtigt er Lampen, bis sie verglimmen, und führt Buch über ihr Versagen.

Er will seinen Vater sehen – aus Neugier, nicht aus Verlangen – und geht unter falschem Namen in seine Praxis in der Fasanenstraße am Kurfürstendamm. Wolfgang zeigt ihm sein zuckendes Auge, erzählt von einem Flimmern, einem schwarzen Punkt, dem blinden Fleck. Dabei beobachtet er aus den Augenwinkeln sein Gegenüber im weißen Kittel, sieht die Falten, das Kinn, den Mund, der ihm etwas sagen müsste. Er wünscht sich, dass der Blick ihn erkennt, ihm die Augen hinter der verspiegelten Augenklappe zuzwinkern, der Kopf kurz nickt. Der Arzt kneift die Lider zusammen, um die Pupille besser zu sehen, und sagt: Sie haben nichts an den Augen. Ihre Augen sind in Ordnung. Das macht zehn Mark.

Den *Potemkin* sieht Wolfgang im Marmorhaus am Auguste-Viktoria-Platz und empört sich im verdunkelten Saal mit den Meuterern über das verdorbene Fleisch, geht nach der Vorstellung mit aufständischen Gedanken in ein Emigrantenlokal und lässt sich Tee servieren von Mädchen, schön wie die toten Zarentöchter. Später steht er auf der Hafentreppe in Odessa, sucht den Kreuzer aus dem Film mit dem schaukelnden Matrosen in der Ankerkette. Er marschiert die Stufen hinunter wie ein Kosak. Überall wehen rote Fahnen und singen Lautsprecher. Steht unter dem winzigen Balkon, von dem die Revolution ausgerufen wurde, und rollt auf den langen Trep-

pen Leningrads in den Untergrund. Er sonnt sich in der baltischen Sonne, besichtigt vergangene und zukünftige Tatorte, wünscht sich ein immer gültiges Ticket, das ihn jederzeit irgendwohin bringt, in einem Flugzeug, schwerer als Luft. Seine Vorstellung vom Kommunismus ist, ohne Ausweis überall hinreisen zu können. Sein Passfoto besteht an vielen Grenzen die Prüfung.

Seine Geschichten sind voll von Geschichte, zu der alle Zeit wird, jeder einzelne Augenblick. In Venedig denkt er an Napoleon, in Spanien an Columbus, in Amerika an Kafka. Immer wandert er durch die Labyrinth Piranesis und denkt in Korallen, nicht in Bäumen. Die ziellosen Stränge wachsen an unerwarteten Stellen zusammen oder fallen als abgestorbene Fragmente auf den Meeresgrund, Berichte, Skizzen und Anfänge von Romanen. Alles ist möglich. Was wäre gewesen, wenn, fragt er sich und verschiebt den Schluss. Ist ein Text fertig, will er ihn noch einmal schreiben. Jede Saison wird ein Roman angekündigt, den er nicht schreibt. Er denkt an Eisenstein, der sich an Mexiko berauscht und kein Ende finden kann, sondern nur Bilder, und mit dreiundsiebzigtausend Meter belichtetem Material, aber ohne Film in die Heimat zurückkehrt. Wolfgang will einen großen Roman schreiben, über die verhasste Geburtsstadt, eine erfundene Autobiografie, Erinnerungen an eine fremde Jugend. Es wird ein Fragment, ein mäanderndes Geflecht von nebeneinanderstehenden Geschichten.

Die Reise in das Nachbarland ist weit. Hinter der Friedrichstraße liegt die konkurrierende Welt. Er hat einen Wunsch frei und wählt aus Neugier Greifswald, um ein Gefühl zu überprüfen. Mit Chauffeur durchfährt er in einer schwarzen Limousine die hohen Neubaublöcke am Ortsrand. Sie rahmen die Stadt, als wäre sie eine Metropole. Für Wolfgang baut niemand Kulissen. Das Haus, in dem seine Mutter starb, zerfällt, die Tür ist vernagelt. Die ganze Stadt ist verfallen. Im Krieg kampflos der Roten Armee überlassen und seitdem aufgegeben. Er geht mit dem Stockschild über den Fischmarkt, durch die engen Straßen und beobachtet die Einwohner, als wären sie Überlebende einer stillen Katastrophe. Gott sei Dank bin ich rechtzeitig abgehauen, denkt er und ist nach drei Stunden wieder fort.

Seine letzte Seefahrt geht von Singapur nach Genua, auf der *MS Odessa* über Bombay und Akaba zurück nach Suez, durch die bunte Geografie seines Schulatlas. Auf dem Hinflug von Amsterdam nach Singapur landen sie auf einem freien Feld, mitten in der Nacht. Die Crew wechselt. Wolfgang steigt die Treppe hinunter und weiß nicht, wo auf der Erdkugel er gerade steht. Es ist warm. Er möchte sich hinlegen und von unten das Flugzeug mit rot blinkenden Lampen wegfliegen sehen.

Noch bevor das neue Geld kommt, wird Wolfgang von der Universität, an der sein Vater lehrte, eingeladen. Der traurige Potemkin kehrt ein letztes Mal heim, sitzt mit weißem Haar im roten Zimmer und lässt sich eine

Urkunde aushändigen. Direktoren mahnen von den Wänden, die Holzsäulen ahmen den Marmor nach, die Stühle sind hart wie die Kirchenbänke der dicken Marie. Er nimmt den Ehrendoktorhut der Geburtsstadt. Danach gibt es ein kaltes Buffet. Er stützt sich auf seinen Stock und lässt sich zwei Schnittchen reichen, fährt hinaus an den Bodden zu den funkelnden Backsteinen des Klosters, steht im Spitzbogentor und sagt: Das ist sie nicht. Die echte Ruine hat der Maler längst mitgenommen, Stein für Stein abgetragen in die Bilder ferner Galerien.

Heute hängen Bilder mit der Abtei in Wolfgangs Mittelschule in einem hellen Saal. Das Haus ist eine Galerie, der Keller ein Museum, in dem man zehn Cent auf die Stelle verwetten kann, wo Vineta untergegangen ist. Unsere Schulen trennen nur der braune Wall und der winzige Stadtgraben. Ich stehe vor dem kasernengroßen Bau mit gelben Klinkern am Ernst-Thälmann-Platz, gegenüber vom eingezäunten Ehrenfriedhof sowjetischer Soldaten, deren Namen ich niemals verstehen werde. Der Stern steht noch immer siegessicher auf dem Obelisken aus Beton. Auf dem Schulhof suche ich die weiße Linie im grauen Zement.

Unser Land heißt Unserland. Unsere Heimat, eine Familie, ein Vaterland mit Muttersprache. Flatternde Fahnen, das hohle Klingen der Seile an den Stangen. Dastehen, immer montags beim Wochenwort, die Augen geradeaus. Die Klassen beäugen sich, die Großen die Schwachen, die Starken die Kleinen, und legen die Daumen an den Scheitel, sind bereit, immer bereit.

Eines Morgens fehlt die Fahne. Wir stellen uns nach der Größe auf, die Fußspitzen an der weißen Linie auf dem Platz. Die Ansager wünschen sehr laut nur Guten Morgen. Sie brüllen es über den Hof, als würde es mehr bedeuten, und dieses Gutenmorgen unter dem kahlen Mast sagt eine kurze Zeit, ein halbes Jahr lang: Jetzt.

Die Hanse ist wieder da, rot-weiß tönt sie von den frisch gestrichenen Fahnenstangen, selbst die Nummernschilder vermissen den alten Bund: *HGW* steht da, auch auf dem Bus, den ich nehme, raus in das Fischerdorf, um auf die kleine Insel zu fahren, auf der ich noch nie war. Alte Postkarten hängen zu Postern vergrößert in den ehemaligen Heimen. Die Vergangenheit ist das Ziel. Eingeborene werden gesucht, berühmte Söhne, neue Tote. Alles soll wie früher werden. Auf ganz Usedom werden Seebrücken gebaut, lange, dünne Finger, die ins Wasser reichen, Holzwege für Spaziergänger, Landungsstege für den Fährverkehr. Das Säuferschiff holt die Enttäuschten. Für Einsuffzich gibt es einen Klaren und die Fahrt nach Polen. Man übt sich im Diktaturenvergleich und legt das neue Geld an der Kasse fragend auf das zerkratzte Schälchen. Männer schweben in der Konzertmuschel und verspachteln die Risse. Schilder nummerieren die Strandaufgänge. Kinder gehen mit Luftmatratzen ins Meer. Touristen staunen über die Nackten. Das Promenadenpersonal lernt Englisch. Mit Meerblick und kontinenta-